

Peter Iwaniewicz

MENSCHEN, TIERE
UND ANDERE DRAMEN

Peter Iwaniewicz

MENSCHEN, TIERE UND ANDERE DRAMEN

Warum wir Lämmer lieben
und Asseln hassen



Für Karlo

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01135-8

Copyright © 2018 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Christine Fischer

Unter Verwendung von Illustrationen von AKaiser/Shutterstock.com, alarts - stock.adobe.com, Anan Kaewkhammul/Shutterstock.com, andrey oleynik/Shutterstock.com, Andrey Solovev/Shutterstock.com, AnnaPugach/Shutterstock.com, Anna Timoshenko/Shutterstock.com, Bodor Tivadar/Shutterstock.com, chris kolaczan/Shutterstock.com, Christina Krivonos/Shutterstock.com, doublebubble_rus - stock.adobe.com, Evgeny Turaev/Shutterstock.com, Hein Nouwens/Shutterstock.com, Hennadii H/Shutterstock.com, Independent birds/Shutterstock.com, lynea/Shutterstock.com, KUCO/Shutterstock.com, mamita/Shutterstock.com, Maryna Okhrimenko/Shutterstock.com, mashakotcur/Shutterstock.com, Melok/Shutterstock.com, Morphart Creation/Shutterstock.com, Natalya LevishHorG/Shutterstock.com, pio3/Shutterstock.com, Rawpixel.com/Shutterstock.com, Swill Klitch/Shutterstock.com, Sybille Yates/Shutterstock.com, Vera Holera/Shutterstock.com, Volodymyr Krasnyuk/Shutterstock.com

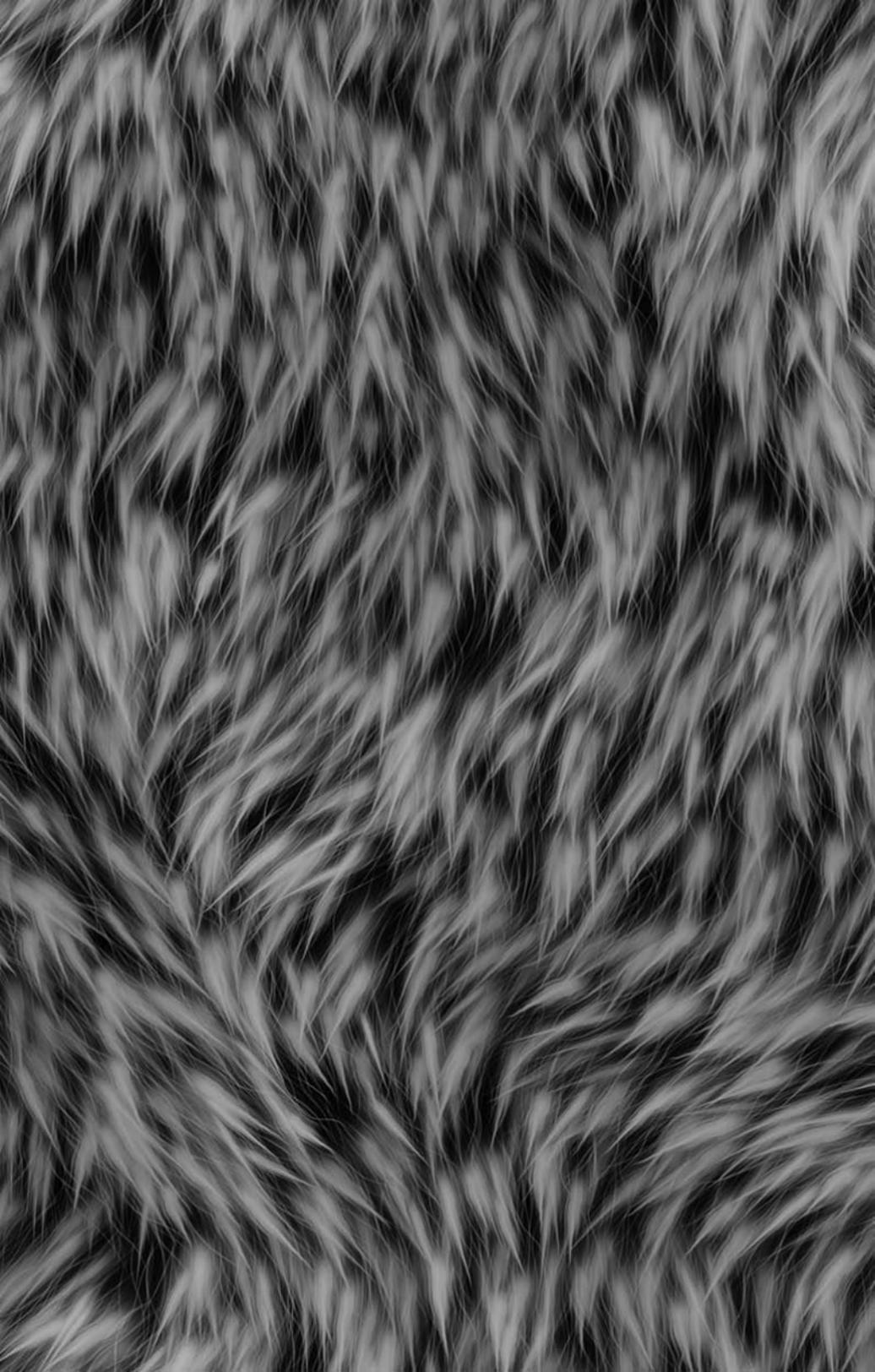
Lektorat: Paul Maercker

Satz und typografische Gestaltung: Danica Schlosser, www.danicagrafik.de

Druck und Bindung: Druck und Bindung: FINIDR, Český Těšín

Inhalt

1. Biologe? Und was machen Sie beruflich?	9
2. Tiere bedrohen Menschen	27
3. Menschen kämpfen gegen Tiere	47
4. Tiere und Kunst	65
5. Tiere und Wissenschaft	85
6. Bei Tieren heißt es nicht Sex	105
7. Ich bin dann mal weg	123
8. Was Menschen an Tieren wirklich interessiert	139
9. Worüber man nicht sprechen kann	153
10. Versöhnungen	163
Statt eines Nachworts	185
Tier-Register	187



1. Biologe?

Und was machen Sie beruflich?

Als ich eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand ich mich in meinem Bett zu einem Biologie-Studenten verwandelt. Einige Jahre später würde ich mit anderen Zoologen heftige Diskussionen darüber führen, ob sich Gregor Samsa in Franz Kafkas Erzählung in einen Käfer, eine Schabe oder doch ein anderes Insekt verwandelt hatte.

Aber jetzt musste ich mich erst einmal mit meiner neuen Identität auseinandersetzen. Biologe. Das war auf meiner jugendlichen Berufslandkarte ein weitgehend weißer Fleck. In der Quizsendung „Was bin ich? – Das heitere Beruferaten“ trat einmal eine schon etwas ältere Frau auf, die – nachdem das Rateteam ihren Beruf, nämlich Gewässerbiologin, nicht erraten hatte – gegenüber dem Moderator Robert Lembke beklagte, dass sie trotz Dokortitel seit zwei Jahren arbeitslos sei. Hätte sie doch etwas „Ordentliches“ studieren sollen, kommentierte dies mein Vater, für den als Techniker jegliche natur- oder geisteswissenschaftliche Ausbildung bestenfalls die Grundlage für ein gepflegtes Hobby war.

Durchaus „ordentlich“ erschien mir Otto König, ein umtriebiger Naturforscher und Ehren-Professor, der in seiner Fernsehsendung „Rendezvous mit Tier und Mensch“ mehr als dreißig Jahre lang der österreichischen Nachkriegsgesellschaft das Verhalten der Tiere und Wissen über ihre Lebensräume näherbrachte. Naturschutz hatte damals, in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, einen ähnlichen Beigeschmack wie antiautoritäre Erziehung oder Vegetarismus. Also ein von der sozialen Norm abweichendes Verhalten einer kleinen Gruppe von – freundlich formuliert – Exzentrikern, für das man an den Stammtischen in Wirtshäusern keine akzeptable Erklärung fand.

Und noch faszinierender war in dieser Zeit für mich Konrad Lorenz, Zoologe und Nobelpreisträger, der mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen redete, und in seinen populären Büchern Tiere nicht nur als vernunftbegabte Lebewesen, sondern auch als eigenständige Persönlichkeiten zeigte, die sich manchmal so wie Menschen verhielten.

Vor allem der Umkehrschluss, dass unser Verhalten seine Wurzeln auch in der Tierwelt hätte und man durch die Beobachtung von Wölfen, Hausschweinen oder Graugänsen etwas über sich und seine erratischen Mitmenschen erfahren könnte, erschien mir wie ein helles Licht am Ende des Tunnels der Pubertät.

Auf diesem Substrat wuchs also langsam mein Wunsch, Biologe zu werden. Natürlich kein Wald- und Wiesenbiologe, so wie manche meiner Mitschüler, die tote Tiere sammelten und diese in quasi arkanen Runden im Lehrmittelraum der Naturgeschichtslehrerin mit anderen Eingeweihten seziierten.

Nein, als ein Kind der Großstadt achtete ich auf ausreichende Distanz zu allen anderen stechenden, beißenden, giftigen und vor allem unbekanntem Lebewesen.

Toiletten waren besonders angsterfüllte Orte, wo aus dunklen Lüftungsschächten Spinnen herauskrabbeln und sich auf ungeschützte Körperteile abseilen konnten. Die kleebewachsenen Wiesen städtischer Schwimmbäder erschienen mir wie Minenfelder, wo ein unbedachter Schritt mit nacktem Fuß sofort zu einem brennenden Bienenstich führte. Und sportliche Herausforderungen beim Herumsteigen in einem Holunderbusch wurden sofort mit einer Blattlausdusche bestraft. Das Leben in der Natur war für mich kein Traum, sondern vielmehr ein Trauma.

Meine Entscheidung, trotz all dieser Ängste vor sich windenden Würmern und wuselndem Ungeziefer – zoologisch dachte ich damals noch nicht sehr genau – ein Biologiestudium anzufangen, war mehr vom Wunsch geprägt, mich über

Tiere mit Gesicht, Nase und Haaren zu unterhalten und dabei die großen Fragen der Evolutionsbiologie und des Lebens an sich zu klären.



LEHRJAHRE

Neben den verpflichtenden Einführungsvorlesungen besuchte ich gleich im ersten Semester eine Lehrveranstaltung über Verhaltensforschung. Doch die vom Vortragenden selbst angefertigten Tonaufnahmen von Unterhaltungen der Hunde in seinem Wohnviertel hörten sich eher öd und mit der Zeit nervend an. Also wechselte ich in den damaligen Zeiten unerhörter Leichtigkeit des Studierens in ein Seminar, das eigentlich für höhersemestrige Studenten empfohlen wurde. „Ökologische Entomofaunistik - Exkursion“ hörte sich nach Spaß im Freien an und fand vermutlich an einem Ententeich statt. Mangels altgriechischer Kenntnisse war mir nicht bewusst, dass *éntomon* eigentlich „das Eingeschnittene“ bedeutet und somit die Bezeichnung für Insekten ist.

Nachdem uns der Bus im tiefsten Wienerwald ausgespuckt hatte, begann ein Universitätsassistent wortlos zuerst kleine Glasröhrchen und dann Zettel an jeden Teilnehmer auszuteilen. Auf meinem Papier stand das rätselhafte Wort „Heteroptera“. Die bergbeschuhten und regenbejackten Auskenner-Studenten verschmolzen daraufhin sofort mit der Umgebung, während ich mit Fiorucci-Shirt und Leinenturnschuhen in der bleichen Oktobersonne auf die Ausgabe von Fanggeräten und Schutzkleidung wartete.

Das wurde einem doch schon in der Volksschule beigebracht: Tiere nicht anfassen, die können auch Krankheiten übertragen! Um nicht aufzufallen, stellte ich mich zu einem Baum und betrachtete dessen Rinde mit vorgetäuschem Inte-

resse. Ungebetenerweise gab man mir Tipps, an welchen Stellen unter Steinen und im Herbstlaub ich mehr Erfolg bei der Suche hätte. Und tatsächlich fand ich ein kleines Insekt, das ich mit Hilfe meines Collegeblocks und viel Waldboden in das Röhrchen stopfte. Bei der anschließenden Besprechung der verschiedenen Fänge, knurrte der Assistent angesichts meines Fundes in völliger Verknennung der Überwindung meiner Insektenphobie: „Na, Herr Kollege, das ist aber eine schöne Erdbestattung geworden. Und sie haben keine Wanze, sondern *Ectobius lapponicus*, eine Waldschabe, mitgebracht“.

Trotz meines ersten, eher kläglichen Versuchs, in meinem Biologiestudium mit jenen Studenten mitzutrabem, die entweder in der Wildnis von Wolfsmüttern aufgezogen worden waren oder zumindest alle zehn Bände von „Grzimeks Tierleben“ auswendig kannten, fand ich Gefallen an den zahlreichen zoologischen Exkursionen.

Vögel zu beobachten erschien mir eine gottgewollte Beschäftigung für einen angehenden Zoologen, und so schloss ich mich einer Gruppe von Birdwatchern an. Kurz nach Sonnenaufgang schob ich mich dann also in einer Gruppe beeindruckender Ferngläser mit dazugehörigen Menschen durch den Wienerwald. Wer glaubt, dass die zentrale Eigenschaft von Vögeln das Fliegen sei, der irrt. Diese fiedrigen Tiere sitzen vor allem in Busch und Baum, wo es gilt, sie wie in einem Vexierbild zu entdecken: Vogelgesänge könnten beim Lokalisieren helfen, doch wird Zwitschern meist von anderem Geschnatter überdeckt:

„Da sitzt ein Halsbandschnäpper!“

„Wo?“

„Da, links.“

„Ah, links, wo?“

„Na, da links oben.“

„Geh', das ist doch ein Buchfink!“

„Hinter dem Buchfink, da sitzt er. Siehst ihn?“

„Nein, wo denn?“

„Na, jetzt ist er weg. Ein Männchen war's.“

„Niemals, hast du nicht den hellbraunen Schnabel gesehen? Typisch Weibchen.“

Der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck, dem das Zitat „Es wird nie so viel gelogen wie vor der Wahl, während des Krieges und nach der Jagd“ zugeschrieben wird, war wohl nie mit einer Gruppe von Vogelkundlern unterwegs.

Als flatterhafter Charakter suchte ich aufregendere Bereiche in der angewandten Tierkunde und fand sie auf Exkursionen in den Süden.

Dort konnte man sich zum Beispiel durch eine Form unreflektierter Tollkühnheit profilieren, die erst viel später in der MTV-Serie „Jackass“ populär wurde. Johnny Knoxville führte in dieser Fernsehshow am eigenen Körper vor, wie man sich als pubertierender, männlicher Jugendlicher bei sinnbefreiten Mutproben möglichst gefährliche Verletzungen zufügen kann.

Also sprang ich als mittlerweile fortgeschrittener und übermotivierter Student in Kroatien in uneinsichtige Schilfestrüppe, um dort eine Schlange mit bloßer Hand zu fangen. „Sehr schön“, freute sich der zuständige Reptilienexperte, „da haben Sie eine Zornnatter erwischt.“ Nach kurzem Blick auf meine leise vor sich hin blutende Hand wandte er sich dann an die weniger Mutigen: „Ungiftig, wie sie am halbkreisförmigen Bissmuster erkennen können. Die hier viel häufiger vorkommende Hornotter hinterlässt mit ihren Giftzähnen immer nur zwei Löcher.“





SAG: FEIG!

Mein Biologiestudium war mit der Zeit nicht nur fortgeschritten, sondern semestermäßig geradezu angeschwollen. Auf der Suche nach Geld und einem Einstieg ins Berufsleben arbeitete ich über den Sommer als Betreuer in einem Ferienlager. Meine ursprünglichen Ängste vor rüchgratlosen Tieren hatte ich nach einer Methode des Arachnologen William Bristowe abgelegt. Dieser hatte Schwierigkeiten, sich mit bestimmten Spinnenarten anzufreunden und überwand seine Furcht, in dem das betreffende Tier einfach aß. Nur bei der langbeinigen Hauswinkelspinne *Tegenaria atrica* hatte das von ihm in diesen Fällen angewandte und bewährte Rezept keine ekelbefreiende Wirkung gezeigt, gestand er in einem seiner Bücher.

Ich hatte mich schon als Kind aus solchen, bei meinen Sandkastenfreunden sehr beliebten Mutproben, wie zum Beispiel dem Essen von Regenwürmern, herausgehalten. Verschlucken ist da eigentlich das treffendere Wort, denn eingeschlossen in viel Spucke wurden winzige Regenwurmabys hinuntergewürgt. Aber an Insekten und Spinnen hatten sich auch die Mutigsten damals nicht herangewagt.

Offenbar scheint das Essen von Spinnen auch schon in der Zeit vor Fernsehshows wie dem Dschungel-Camp eine Art Initiationsritus und Mannbarkeitsprobe gewesen zu sein. Der populäre Berliner Mediziner Ernst Ludwig Heim schrieb dazu in seinen Tagebüchern, dass er bereits als Kind gerne Arzt werden wollen. Doch sein Vater habe ihn wegen seiner „weibischen“ Art verspottet und gemeint: „Wer Arzt werden will, darf sich auch nicht fürchten, Spinnen zu essen.“ Heim machte sich darauf ein mit Spinnen belegtes Butterbrot und aß es vor den Augen des Vaters auf.

Während sich – zum Glück – seit dem 18. Jahrhundert die Pädagogik weiterentwickelt hat, probierte ich diese Methode in einer Light-Version in einem Jugendcamp nochmals aus.

Ich zog also als Betreuer für zwei Wochen mit Gruppen von präpubertären Jungmenschchen durch das Unterholz und hatte vollkommen vergessen, welche panische Angst ich ursprünglich vor Spinnen gehabt hatte. Ein paar Kinder nervten mich mit der Frage, wie man Naturführer werden könnte. Um sie endlich loszuwerden, behauptete ich, dass man einen Aufnahmetest machen müsse, der darin bestehe, eine Spinne über seine Zunge laufen zu lassen.

Meine Vermutung war richtig gewesen, angeekelt drehten die Fieselschweife ab. Ich hatte die ganze Sache bereits vergessen, als nach einigen Tagen ein aufgeregter Trupp Kinder angewanzt kam. In ihrer Mitte führten sie einen ziemlich stocksteifen Burschen, der trotz herausgestreckter Zunge immer wieder etwas murmelte, das wie „If bfin bferit“ klang.

Ich wurde darüber aufgeklärt, dass er nun – nach tagelanger mentaler Vorbereitung – für den großen Naturführeraufnahmespinnentest bereit sei. Eine kleine, grüne Krabbspinne hatten sie auch schon mitgebracht. Und ehe ich mich herausreden konnte, wurde versucht, diese unter großem Gekeusche des Publikums dem Naturführeramtsanwärter auf die langsam austrocknende Zunge zu pressen. Eine nicht zu unterschätzende Herausforderung, denn die Spinne tat alles, um sich im eigentlichen Sinne des Wortes abzuseilen. Nach einigen Minuten berührte sie dann doch noch für einen Bruchteil einer Sekunde die jugendliche Zungenoberfläche. Und – damit diese Frage nicht ungestellt und unbeantwortet im Raum hängen bleibt: weder wurde die Spinne gebissen, noch der Jugendliche gefressen.

„Gibt es wirklich gar kein Tier, vor dem Sie Angst haben? Müssen Biologen frei von Tierphobien sein, so wie Ärzte Blut sehen können müssen?“, wurde ich einmal gefragt. Vor Tieren hat man Respekt, aber keine Angst. Andernfalls sollte man bei Botanikern oder Mikrobiologen Zuflucht suchen.

Die Ansichten darüber, was für Kinder wertvolle Erfahrungen und zulässige Abenteuer sind, haben sich innerhalb einer Generation sehr gewandelt. Vor allem die Sommerferien waren früher eine wunderbare Zeit kreativer Langeweile, wo man als Schulkind endlich von den Trampelpfaden des Belehrtwerdens und steter Zurechtweisungen entkommen konnte. Ein guter Ort für solche kleinen Fluchten war der Wald, der mit seinen dunklen Innenräumen und freundlichen Wiesenrandzonen alles bot, was man für einen Tag voll atemloser Abenteuer brauchte. Mut ist hier ein notwendiger Begleiter eines Stadtkinds, das sich ohne elterliche Aufsicht gegenüber der eingeborenen Landjugend erst beweisen musste.

Zum Einstieg in den juvenilen Mutprobenkanon gehört auf alle Fälle der Mistkäfer-Handdurchbohr-Test. Diese bulligen, dunkel-metallisch glänzenden Käfer findet man fast überall in Wäldern und auf Kuhweiden. Ihren abwertenden Namen verdanken sie dem Umstand, dass sie für ihre Brut den Dung von Pflanzenfressern zu Kugeln verarbeiten und auf diese in unterirdischen Kammern je ein Ei legen.

Hat man also einen der angenehmerweise tagaktiven Käfer gefunden, nimmt man diesen in die Hand und schließt um ihn herum die Faust. Hält man diese ans Ohr, dann kann man jetzt deutlich seine Protestlaute hören, die er durch Reiben einer speziellen Beinkante am Brustpanzer erzeugt. Die Hand bleibt weiterhin geschlossen. Der gefangene Mistkäfer sucht sich nun sehr energisch einen Weg zwischen den Fingern hindurch ins Freie. Auch die Hand eines Erwachsenen kann ihn dabei nicht aufhalten, unnachgiebig presst er sich solange mit seinem Panzer gegen die weichen Teile der Finger, bis er plötzlich wieder außen auf der Faust sitzt. Das Ganze tut nicht weh, ist aber ein unvergleichlich sinnliches Ereignis, besonders, wenn man währenddessen die Augen schließt. Das krabbelnde, drängende Gefühl lässt sich in der Hand keiner bestimmten Stelle zuordnen und es bleibt eine gewisse Restangst, dass

sich der Käfer vielleicht doch mitten durch den Handrücken frisst. Selbstverständlich wird diese Befürchtung dem Kandidaten vor der Mutprobe nicht genommen.

Steinkrebse mit der Hand zu fangen ist eine fraglos edlere Herausforderung als Gelsen mit seinen Ausdünstungen anzulocken. Diese wunderbaren Tiere werden leider von der eingeschleppten Krebspest und eingeschwemmten Insektiziden in ihrem Bestand arg bedroht. Sie persönlich kennenzulernen, bevor sie verschwinden, lohnt sich daher jedenfalls. Die etwa zehn Zentimeter langen Krebse leben in kleineren, klaren Gewässern und ziehen sich tagsüber unter Steinen und Höhlungen am Rand des Baches zurück. Mit etwas Glück findet man auf einem größeren Kiesel ihren nach der Häutung zurückgelassenen Chitinpanzer.

Mehr Überwindung braucht es, im Trüben zu fischen und unter Steinen nach ihnen zu suchen. Hat man ein kleines Gefäß mit, dann platziert man dieses hinter den Tieren und nähert sich mit der Hand oder einem Stecken von vorne an. Die Krebse machen dann einen Fluchtsprung nach hinten und sitzen schon im Becher.

Und es gibt natürlich auch eine Hardcore-Variante. Man verwendet seine Finger wurmgleich als Köder und hält diese unter das Bachufer. Zwicken sie zu, dann kann man sie leicht herausziehen. Der gefühlte Schmerz ist zwar mehr als ein Gelsenstich, aber die Finger bleiben ganz. Und mit der noch freien Hand kann man dann sogar noch ein Selfie mit dem Steinkrebs machen.



DIE VERWANDLUNG

Nach vielen Jahren als Naturführer hatte ich nicht nur jegliche Berührungsangst gegenüber Tieren und deren Produkten

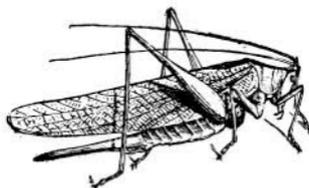
verloren, sondern auch die Erinnerung daran verdrängt, dass sich andere Menschen schon beim Gedanken daran ekeln oder fürchten. Mein in diesem Bereich geschrumpftes Mitgefühl trug mir öfters böse Blicke von den Nachbartischen ein, wenn ich mich in Restaurants allzu euphorisch über die korrekte Zubereitung von Heuschrecken und Engerlingen unterhielt.

Auch musste ich erst lernen, dass es die Akzeptanz meines Berufsstands bei der ländlichen Bevölkerung nicht steigerte, wenn ich auf einer Almhütte versuchte, dem Pächter den sperrigen Begriff der Ökosystemdienstleistungen mit einem praktischen Rechenbeispiel zu veranschaulichen. Darunter versteht man die monetäre Bewertung dessen, was die Natur für uns leistet. Gängiges Beispiel sind dabei Bienen, deren Bestäubungsarbeit für die Landwirtschaft auf 215 Milliarden US-Dollar geschätzt wird. Wie wäre dann die „Dienstleistung“ von Fliegen und Käfern zu bemessen, die Exkremente auf des Pächters Weiden abbauen? Da jedes Rind täglich etwa zehn Kuhfladen mit einer Fläche von 0,08 Quadratmetern absetzt und circa 300.000 Rinder auf österreichischen Almen leben, würden ohne diese Insekten täglich 24.000 Quadratmeter Almwiese zugeschissen und unbrauchbar werden. Ich durfte zum Glück noch den Jagertee austrinken.

Aber manchmal konnte ich die Menschen in meiner Umgebung auch davon überzeugen, dass eine genaue Kenntnis dieser „Viecherln“ auch sehr praktische Seiten hat.

Bei einem Urlaub im Süden Österreichs klagte ein Nachbar am Campingplatz, dass ihm eine Heuschrecke mit ihrem lauten und unablässigen Gezirpe nächtens den Schlaf raube. Mit dem Selbstbewusstsein eines Magiers, der weiß, wie man sein Publikum durch einen einfachen Trick verblüfft, bot ich ihm an, diese endlosen Liebesgesänge des Heuschrecks gewaltlos und wie auf Knopfdruck zu beenden. Ich verschwand hinter seinem Zelt und nach wenigen Minuten war es still.

Im Unterschied zu einem Zauberer verriet ich dem Mann meinen „Trick“. Man muss dazu die singenden männlichen von den stillen weiblichen Heuschrecken unterscheiden können. Erfreulicherweise funktioniert das bei allen 139 österreichischen Arten, aber auch bei den 26.000 Arten weltweit ganz einfach. Die Weibchen haben am Hinterende entweder einen langen Legesäbel oder zwei Paar Genitaldorne. Trotz Fachsprache erkennt man diese Körperteile sofort, wenn man sie sieht. Hat man das singende Männchen einmal entdeckt, muss man ein passendes Weibchen finden, das meistens reglos in der Nähe im Gras oder auf Büschen sitzt. Mit einem Papiersäckchen und etwas Übung lässt sich die Dame einfangen und zum auf sie wartenden Sänger bringen. Das Ziel der Zirperei ist damit erreicht und die Begegnung endet in lautloser Kopulation. Diese Methode eignet sich vor allem für einsame Heuschrecken in Hotelanlagen oder auf Balkonen. Wer in einer Wiese sitzt, muss möglicherweise sehr viele Heuschreckenpärchen zusammenführen. In diesem Fall war mir aber die Bewunderung des Nachbarn und eine Einladung zum Grillen sicher.



Langsam begann ich in meine Identität als Spezialist für allgemeine Fragen des Lebens hineinzuwachsen. Und auch meine soziale Umgebung begann mich zunehmend als Hotline für die unterschiedlichsten Probleme anzusprechen. Diese Anfragen beginnen bis heute stets mit der Feststellung „Du bist doch Biologe ...“ und werden dann von Erkundigungen zu völlig anderen Fachbereichen gefolgt. Wenn der Gummibaum gelbe Blätter bekommt, wenn man einen roten Punkt auf der Haut

hat, wenn seltsame Geräusche hinter der Wand zu hören sind oder Motten das Müsli besiedeln, dann sollte man als Biologe eine fixe Antwort parat haben. Andernfalls erntet man Blicke, die daran zweifeln, dass man jemals einen Fuß in die Universität gesetzt hat.

Mit den Jahren lernte ich, dass hinter diesem Fragen-Potpourri zu Liebe, Mordlust und Streben nach unnützem Wissen der Wunsch steht, sich mit jemand anderem über seine Begegnungen mit Tieren auszutauschen und Mitleid für eine missliche und eigentlich hoffnungslose Situation zu erhalten.

In manchen Fällen konnte ich nur stumm kondolieren:

„Wir haben vor einigen Wochen ein Gartenhaus mit einem Schindeldach gebaut. Unsere Nachbarn haben ebenfalls Gartenhäuser, aber unser Haus ist das einzige, das am Dach von Vögeln beschissen wird. Wir sind absolute Tierfreunde, aber dass die Vögel ausgerechnet auf uns scheißen müssen, verstehe ich nicht! Was sollen wir nur machen?“

In anderen Fällen hing die Liebe an einem seidenen Faden:

„In meinem Badezimmer leben zwei Zitterspinnen. Einmal habe ich beobachtet, wie die eine zur andern hintastete, worauf diese heftige Abwehrbewegungen machte und das Männchen (?) vertrieb. Was kann ich tun, damit sich die beiden doch noch finden?“

Dann gibt es aber auch seltsame und beunruhigende Fragen:

„Meine Kinder kümmern sich nicht mehr um ihr Meerschweinchen. Ich will es nicht einfach ins Tierheim geben, sondern fände es pädagogischer, wenn es eine ökologischere Lösung gäbe. Brauchen Zoos diese Nager vielleicht als Futtertiere?“

Tiergärten scheinen nicht nur faunistische Bildungseinrichtungen zu sein, sondern für die städtische Bevölkerung auch eine Art Ressource für Notfälle darzustellen:

„Wissen Sie, wie lange man sich im Fall einer Apokalypse von den Tieren in einem Zoo ernähren könnte? Und woran erkennt man die giftigen, beziehungsweise ungenießbaren?“

In diesem Fall war meine Empfehlung, zuerst den botanischen Garten und das Palmenhaus für Zwecke der Ernährung zu plündern.

Auf folgende Mail eine kompetente Antwort zu geben, erschien mir nicht passend:

„Wenn ich meinen Nachbarn auf raffinierte Weise töten will, welches stechende Insekt wäre dazu am besten geeignet. Und wie viele Exemplare sind dafür notwendig?“

Und auch wenn man tierisches Gift nur zur Entspannung einsetzen will, kann die Anleitung, bei Drogenexperimenten jeder Art die giftigen Teile zu trocknen und diese dann zu rauchen, mehr als Empfehlung denn als biologisches Hintergrundwissen verstanden werden:

„Ich habe gehört, dass Stiche von Skorpionen eine drogenartige Wirkung verursachen. Welche Art wäre dazu am besten geeignet und wo bekommt man diese?“

Neben dieser „zivilen“ Peripherie veränderte sich auch mein persönlicher Freundeskreis, der zunehmend aus weiteren Biologen aller Fachrichtungen bestand.

Der Geruch von Mottenkugeln, die damals noch verwendet wurden, um die Tierpräparate und Insektenschaukästen zu schützen, war bald ein vertrautes olfaktorisches Indiz und man wusste sofort, dass man sich in der Wohnung eines Zoologen befand.

Bei Botanikern roch es hingegen deutlich anders, ein eher modrig-kompostierendes Geruchserlebnis, das durch trocknende, in die Herbarpresse eingelegte Pflanzen entstand.

Wie jede andere Berufsgruppe auch erkannte man sich an kleinen Insignien und pflegte seinen Status als Sonderling, wie er in den Gemälden des romantischen Malers Carl Spitzweg trefflich dargestellt wird. Als ich zu einer meiner letzten Prüfungen bei einem Insektenspezialisten antrat, schleppte ich einen neu erworbenen Auspufftopf samt körperlangem Mittelrohr für

mein uraltes Auto mit. Der Professor würdigte dieses Teil mit einer ironischen Bemerkung: „Welche Insekten wollen sie denn mit diesem riesigen Exhaustor sammeln?“ Eigentlich handelt es sich dabei um ein kleines Ansauginstrument, mit dem man vor allem bodenlebende Insekten verletzungsfrei durch ein kleines Plastikröhrchen in einen Sammelbehälter einsaugt.

Anders als Gregor Samsa, der wegen seiner Verwandlung von seiner Familie ausgestoßen wird, fühlte ich mich in dieser kleinen Berufsweltblase zunehmend gut aufgehoben.

Gerade diese eigene Weltabgewandtheit vieler Naturfreunde von den Erregungen einer Konsum- und Eventkultur, die unsere Gesellschaft elektrisiert, faszinierte mich in ihrem Gleichmut gegenüber gruppendynamischen Zwängen. An einem frühen Silvesterabend traf ich zufällig auf der Straße einen Studienkollegen und engagierten Vogelkundler. Dieser forschte gerade über das Nahrungsspektrum von Kormoranen. Diese Thema war damals auch politisch brisant, denn die Fischereiwirtschaft forderte den Abschuss dieser angeblich ihre Zuchtteiche leerfressenden Vögel. Für die Ansicht

der Naturschützer, dass Kormorane

meist nur kleine, nicht verkaufsfähige Fischarten verzehren, gab es noch keine stich-

haltigen Untersuchungen. Daher analysierte er die von den Tieren nach einer Mahlzeit in einem roten Speiballen hervorgewürgten, unverdaulichen Bestandteile wie Knochen und Schuppen. Dazu legte er unter ihren Schlafplätzen Vliese aus, da die Vögel jeden Tag in der Früh die Überreste ihrer Nahrung vom Vortag sowohl auf Seite des



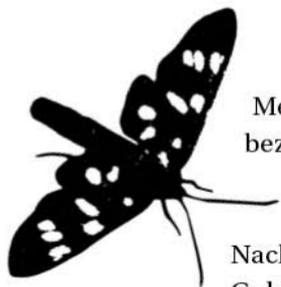
Schnabels als auch über den Südpol loswerden. An den darin noch enthaltenen kleinen Gehörknöchelchen kann man die Fischarten und sogar deren Alter exakt bestimmen. Eine interessante Sache und der Geruch ist im Vergleich zu den Miasmen der Tierpräparation fast lieblich. Fast. Auf die Einladung, sich uns anzuschließen und diesen letzten Abend des Jahres mit Freunden in gebührender Weise zu feiern, winkte der Ornithologe ab und meinte: „Ich möchte lieber noch ein paar Speiballen auszählen gehen.“

Ich muss gestehen, dass ich mich selbst nie zu so einer orthodoxen Lebensführung entscheiden konnte, aber ich bewunderte, wie manche Taufscheinkatholiken, solche Mönche für ihre Konsequenz und Fokussierung auf die für sie wesentlichen Dinge.

DER ANRUF

Mit Abschluss meines Studiums verlor ich damit auch meine bis dahin bestehende existenzielle Selbstberechtigung. Offenbar hatte diese Promovierung bei mir auch Veränderungen im Stoffwechsel verursacht und zur Ausschüttung neuer Pheromone in meinem Schweiß geführt. Die auf Naturführungen regelmäßig zur Überprüfung meiner formalen Autorität an mich gerichtete Frage „Sind Sie Biologe?“ hatte ich bis dahin eher ausweichend mit einem genuschelten „Mjah, ich schreibe nur noch an der Dissertation“ beantwortet. Darauf folgte jedes Mal blitzartig die unangenehme Nachfrage: „Und haben sie das Studium abgeschlossen?“

Ich wartete daher mit meinem neu erworbenen Dokortitel nur darauf, endlich mit überzeugter Stimme „Selbstverständlich“ antworten zu können. Doch meine neue, sublimen Duftnote „Studium erfolgreich beendet“ unterdrückte bei anderen



Menschen anscheinend olfaktorisch jede dies-
bezügliche Neugier. Ich wurde dies bis heute nie
mehr wieder gefragt.

Nach dem Motto „Reden ist Silber, Schreiben ist
Gold“ klopfte ich bei verschiedenen Tages- und
Wochenzeitungen an und schlug ihnen vor, Texte
über unbekannte, aber uns umgebende Tiere zu schreiben.
Ich hatte mir auch schon einen meiner Meinung nach lustigen
und auf einen Woody Allen-Film anspielenden Titel ausge-
dacht: „Was Sie schon immer über andere Lebewesen wissen
wollten, aber bisher nicht zu fragen wagten“.

Vermutlich lag es nicht nur an der überlangen und für kein
Zeitungs-Layout geeigneten Überschrift, dass sich kein Re-
dakteur bei mir meldete. Nur der Herausgeber einer kleinen,
alternativen Wiener Wochenzeitschrift nahm meinen Anruf
entgegen, vertröstete mich aber, weil er dies noch mit dem Re-
daktionskollektiv besprechen wollen musste. Ich wartete auf
den Rückruf zehn Wochen lang und begann dann langsam zu
begreifen, dass dieses Schweigen in diesem Fall wohl kein Geld
bedeutete.

In Wien gab es damals gerade ein Massenauftreten einer
sehr markant gezeichneten Schmetterlingsart mit schwarzem
Körper und weißen Flecken auf den Flügeln. Es handelte sich
um das Weißfleck-Widderchen, das man zu Anfang des Som-
mers überall in den Grünzonen der Stadt fliegen sehen konnte.

Enttäuscht darüber, noch immer keine Antwort auf meinen
Probetext für eine Tierkolumne bekommen zu haben, nahm
ich einen dieser auf der Straße liegenden, toten Schmetterlinge
und legte ihn ein Kuvert, das ich zusammen mit einem jugend-
lich-trotzigen Begleitschreiben an die Redaktion der Wochen-
zeitung sendete: „So wie Sie fragen sich auch Ihre Leser: ‚Was
ist denn das für ein Falter?‘, oder auch: ‚Kann er uns gefährlich
werden?‘ Aber leider gibt es bei Ihnen keine Kolumne, die diese

wesentlichen Fragen des Lebens erörtert. Niemand wird daher erfahren, dass es sich dabei um *Amata phegea*, das Weißfleck-Widderchen – eine von ca. 3000 mitteleuropäischen Schmetterlingsarten – handelt. Mit seinem Aussehen imitiert es einen anderen Falter, das Veränderliche Widderchen, welches für Vögel giftig ist und daher nicht gefressen wird. Mimikry nennt man diese Anpassung, die der Abschreckung von Feinden dient. Will Ihre Zeitung mich abschrecken?“

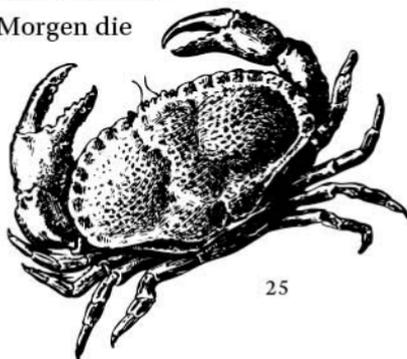
Für mich war die Sache damit emotional abgeschlossen. Umso größer meine Überraschung, als ich einen Anruf erhielt und zu einem Gespräch über eine mögliche Glosse eingeladen wurde. Der Herausgeber war selbst ein Bewunderer der Tierwelt und wir verstanden uns sehr gut, aber bei der Verabschiedung konnte er sich ein kleines Revanche-Foul zu meinem frechen Brief nicht verkneifen. Er sah mir tief in die Augen und fragte mich: „Sie sind ja Biologe, aber was machen Sie eigentlich beruflich?“

Nachtrag: Das US-Magazin „Popular Science“ hat eine Liste der zehn miesesten Jobs für Naturwissenschaftler veröffentlicht. Biologen sind da ganz vorne mit folgenden Fachbereichen dabei: Wal-Pathologen, Meeresschleim-Aufsammler, Wurm-Parasiten-Forscher und Exkremental-Archäologen.

Ja, da kann man schon darüber lächeln, aber diese Tätigkeiten sind allemal angenehmer, als in Labors mit radioaktiven oder giftigen Substanzen zu arbeiten.

Nach vielen Jahren in diesem Berufsfeld fühle ich mich so, wie der Biologe Donald Carr ein erfülltes Krustentier-Leben beschreibt: „Eine Krabbe im Gezeitenwechsel ist glücklich wie ein Singvogel, der am Morgen die Sonne aufgehen sieht.“

Von den Freuden, Erregungen und Erkenntnissen über uns und die Welt handelt dieses Buch.





2. Tiere bedrohen Menschen

Je mehr ich im Lauf der Zeit über die Lebensweise und das Verhalten der Tierwelt lernte, um so sensibler wurde ich für die oft alarmistische Berichterstattung darüber in Boulevard-, aber auch in Qualitätsmedien. Demnach ist die Welt tatsächlich so, wie sie der US-amerikanische Songwriter Randy Newman in seiner Titelmelodie für die Krimiserie „Monk“ besingt: „It’s a jungle out there“.

Auf der Suche nach Tieren wurde ich auch sehr oft in den Printbiotopen des Blätterwaldes fündig. Und ja, da bewegt man sich tatsächlich in einem Dschungel voller gefährlicher Bestien.

Der Chronikteil der Zeitungen ist quasi die Chill-out-Zone der Medien. Dort findet das von innenpolitischen Querelen, kulturellem Geschwurbel und sportlichen Ärgernissen gemarterte Hirn endlich Erholung. Beim Easy Reading kann man über Schlagzeilen streifen, deren Meldungskerne so wie Mayonnaise hauptsächlich aus Fett bestehen.

Da kann man schon mal die kriegerische Natur postsowjetischer Aggression auch auf die Tierwelt ausweiten: „Russische Bäarin sprengt Ferienlager“, las ich in einer Tageszeitung. Dynamit war zwar nicht im Spiel, als eine Bärenmutter ein Jugendcamp durchstreifte, aber zumindest sind Kinder auf Bäume geflüchtet.

Berichte über Tiere sind immer ein fixer Bestandteil des Journalismus. Ich vermute, seit Erfindung des Buchdrucks wird in allen Redaktionsplänen für die Sommermonate dick und fett „Gelsenplage“ eingetragen. Ein Thema mit Biss, das die Nöte der Bevölkerung anspricht und sehr gut zum weinerlichen Wimmern weichhäutiger Wesen passt.

Offenbar lassen sich unsere steinzeitlichen Feindbilder sehr gut mit grellen Schlagzeilen bedienen. Als erste Nachweise einzelner Individuen der nach Österreich eingeschleppten asiatischen Tigermücke vorlagen, wurde sofort ein neues Schreckensszenario herbeigetextet: „Killer-Gelsen greifen an“ schrieb die Gratiszeitung „Österreich“. Diese Formulierung war vergleichsweise moderat, die Konkurrenz „Heute“ toppte dies durch „Jetzt erobern Todes-Gelsen auch Österreich“. Diese Titel blieben dabei auch schon die ganze Botschaft, die Bedrohung wurde dann nur mehr in der Möglichkeitsform beschrieben: „Die Asiatische Tigermücke (*Stegomyia albopicta*) kann Krankheiten übertragen, an denen man bei unglücklichem Verlauf sterben könnte.“ Die Entwarnung durch den auf diesem Gebiet führenden Forscher Bernd Seidel, dass es sich nur um ein bescheidenes Vorkommen am Rande von Österreich handle und man sich wirklich keine Sorgen machen müsse, schaffte es bestenfalls in die Rubrik „Kurz gemeldet“.

Aber auch auf den Wissenschaftsseiten der Qualitätsmedien spielen Killer – also Personen oder Tiere, die gewohnheitsmäßig und im Auftrag töten – eine große Rolle. Ich vermute, dass man als Redakteur oft unter der Last der Inhalte leidet, die sich nicht so unbeschwert wie eine Chronik-Meldung verfassen lassen. Also schreibt man auch im renommierten Wochenmagazin „Spiegel“ statt des sachlichen „Baumschäden durch Fichtenborkenkäfer nehmen zu“ lieber „Angriff der Killerkäfer!“ Ja, da ist Musik drinnen, auch wenn nicht ganz klar wird, wieso die Holzfresser Mörder sind.

Berichtet das „Wissensmagazin“ des „Zeit“-Verlags über Trends in der Elefantenhaltung, dann eröffnet man gerne mit einem lyrischen Oxymoron „Sanfte Killer – Auch die Gutmütigsten töten scheinbar grundlos“. Ein Titel voll Dramatik, der auch gut zu einem Italo-Western passen würde.

In Österreich ist, wie in vielen anderen europäischen Ländern, die häufigste Todesursache eine Herz-Kreislauf-Er-

krankung. „Killer-Blutgefäße ermorden jeden zweiten Österreicher“, das wäre mal eine diesem Stil entsprechende Schlagzeile, die ich aber bislang vermisst habe.

Pressemitteilungen gibt es wie Sand am Meer. Aber auch diese Körnchen wollen manchmal glänzen und erheben sich dann aus der sprachlichen Wüste der Gebrauchstexte. Die PR-Abteilung der Technischen Universität München verfasst viele und fachlich korrekte Aussendungen, die man mit mehr („Mausbakterien bekommen Familienstammbaum“) oder weniger („Schlüssel zum Selbsterstörungsmechanismus gefunden“) Gleichmut zur Kenntnis nimmt. Aber dann juckt es die Presstexter und sie kokettierten mit dem Boulevard. Bei der Schlagzeile „Killer-Shrimp ist besser als sein Ruf“ will man natürlich mehr erfahren. Die Geschichte dahinter löst sich wie bei Gratiszeitungen in wässrigem Nichts auf: Die Leser erfahren dann, dass der 20 Millimeter große Höckerflohkrebs nämlich „kein“ Räuber ist und auch „keine“ heimischen Kleinkrebse frisst. Er verdrängt nur seine Verwandten aus ihren Verstecken, woraufhin diese leichter von Fischen gefressen werden. In dramatisierter Form wird das dann auf die Kernbotschaft reduziert, man habe es hier mit einem bösartigen Charakter zu tun: „Der Killer ist nur ein gemeiner Hausbesitzer.“ Da könnten selbst kleinformatige Zeitungen noch etwas lernen!



Manchmal kann man anhand der Narrative über Wildtiere wunderbar beobachten, wie blitzschnell sich eine Nachrichtenblase aufbläht und wieder in sich zusammenfällt. Folgendes passierte in Montévrain, einem verschlafenen Städtchen in der Nähe von Paris. Ein Frau sieht aus dem Fenster ihres Autos in der Nähe eines Supermarkts ein größeres Tier. Sie hält dieses für

einen Luchs, macht ein unscharfes Foto und zeigt es einem nicht näher genannten Experten. Dieser erkennt darauf einen Tiger.

Alarmstufe Rot wird ausgerufen. Zwölf Feuerwehrautos setzen sich in Bewegung, ein Helikopter mit Infrarot-Kamera hebt ab, 200 Feuerwehrmänner, 50 Polizisten und Soldaten und ein zur Bärenjagd ausgebildeter Hund pirschen los, um den „Tiger“ zu finden. Treibjagd funktioniert bei Rehen und Wildschweinen, aber Katzen jeder Art gehen bei Lärm und Stress in Deckung und können sich hervorragend verstecken. Bei Einbruch der Dunkelheit wird die Suche unterbrochen und der Einsatzleiter erklärt gegenüber der Presse fachkundig: „Es ist schwierig, weil das Tier offenbar irgendwo gut versteckt tief geschlafen hat.“ Gemein.

Bei Tagesanbruch geht es weiter und Polizisten bewachen bereits die Eingänge der Schulen. Die Medien haben ihre Schlagzeilen entsprechend aufpoliert und belästigen die Leser nicht mit geografischen Spitzfindigkeiten: „Tigerjagd in Paris“, schreibt der „Spiegel“, „Entlaufener Tiger nahe Disneyland gesichtet“, meint der „Kurier“. Und fast schon poetisch titelt die „New York Times“ über Klauen im Pelzmantel: „Mysterious Visitor, Clad in Fur, Puts Paris on Edge“.

Mittlerweile wird auch schon nach den Schuldigen gesucht. Ein Zirkus wird verdächtigt, dieser beschäftigte aber keine Tiger. Ein nahegelegener Wildpark vermisst auch keine Raubtiere. Dafür gibt es gute Ratschläge: Der Zirkusdirektor empfiehlt für den Fall, dass man einer frei herumlaufenden und ausgehungerten Raubkatze begegnet, vor allem nicht in Panik zu verfallen und dann am besten ganz laut schreien sollte. Und das, wenn möglich, am besten auf Deutsch, weil sich diese Sprache mit ihren vielen Kehl-



lauten gut zur Abschreckung eignet. Mais oui, oh wunderbare Welt der Länder-Stereotypen.

Dann entdeckt ein Autofahrer bei einer 25 Kilometer entfernten Tankstelle einen Pfotenabdruck und plötzlich sind sich alle Experten einig, dass es sich nur um eine gut genährte Katze handeln kann. Suche eingestellt, Schlagzeilen auf „Phantom-Tiger“ geändert. Weit gefehlt, wenn man glaubt, solche Tierspektakel gäbe es nur im Sommerloch.

SOMMERLÖCHER

Sommer bezeichnet aus medialer Sicht jene zwei Monate, in denen die gewohnte Ordnung der Gesellschaft aufgelöst wird und der sonst so breite, ruhige Fluss des zivilen Lebens plötzlich zu verdunsten scheint. Wenn uns in den Ferienmonaten Juli und August eine gnädige, informationsfreie Auszeit von den Nachrichtenstürmen des restlichen Jahres erlöst, dann öffnet sich das Sommerloch und die Boulevardpresse widmet sich vor allem solchen Gefahren, denen schwitzende Urlaubskörper durch die Tierwelt ausgesetzt sind.

Leider sind es aber nur selten so positive Nachrichten wie diese Meldung der Regionalzeitung „Oberösterreichische Nachrichten“: „Dackel fährt mit Zug von Hallein nach Salzburg“.

Viel öfter sind es irritierende Schlagzeilen wie „Mann beißt Python - Tier in Lebensgefahr“, die uns ohne weitere und verwirrende Details mit den gefährlichen Seiten des Lebens konfrontieren.

Typische Sommerloch-Schlagzeilen wie „Mann beißt Polizisten: Hund hatte sich geweigert“ erzählen bereits die ganze Geschichte, zu der man eigentlich keine Details mehr lesen will.

In kurzen, auf die Überschrift verdichteten Berichten führen uns animalische Attacken das Leben in seiner alltäglichen